

Die Imala Abd-el-Kaders.



Episode aus der Einnahme der Imala Abd-el-Kaders am 15. Mai 1843.

Die Zmala Abd-el-Kaders war eine ambulante Hauptstadt, ein Mittelpunkt, von dem alle Befehle ausgingen, wo alle wichtigen Angelegenheiten verhandelt wurden und wo alle großen Familien eine Zufluchtsstätte fanden, da man von den Stämmen der Wüste umgeben war, welche eine Schutzwehr bildeten.

Das Lager wurde immer mit gleicher Regelmäßigkeit geschlagen. Das Zelt des Emirs stand im Centrum und inmitten der Zelte der nächststehenden Diener und Hauptverwandten Abd-el-Kaders, welche fünf Duars (Zeltvorhöfe) bildeten und gleichsam die erste Ringmauer waren. Die zweite umfaßte zehn Duars; die dritte zwei hundert und sieben; die vierte, die Haupttringmauer, wurde je nach den Schwierigkeiten des Terrains, des Wassers, des Waldes und der Wäiden von sieben Nomadenstämmen gebildet, die in hundert sechsundvierzig Duars vertheilt waren. Die Bevölkerung dieser wandernden Stadt wurde auf zwanzig tausend Seelen geschätzt, und auf fünftausend die Zahl der mit Flinten Bewaffneten.

Am 15. Mai 1843 gegen Abend war die Zmala am Taguin angekommen; Abd-el-Kader und seine Hauptleute waren abwesend; sie dachten nicht an den geheimen und raschen Marsch der Colonne Medeah, welche der Herzog von Numale befehligte. Am Morgen des 16. ward das Zelt Abd-el-Kaders errichtet und diesem Beispiel waren alle Andern gefolgt. Im Augenblick, als man damit zu Ende war und die Männer die Heerden in die Sümpfe auf die Waide führen wollten, vernahm man plötzlich den furchtbaren Schrei: „Er Kumi! Er Kumi!“ (Der Christ! Der Christ!)

Die französische Cavallerie erschien und entfaltete ihre Masse auf einem steinigten Hügel, der die Quelle des Taguin beherrscht. Der Aga der Uled-Ajad, Ahmar-ben-Ferrath, hatte zuerst die Zmala entdeckt. Durch die numerische Schwäche des französischen Corps und die große Masse der Feinde in Besorgniß gesetzt, hatte er den Herzog von Numale gebeten, seine Infanterie abzuwarten, ehe er sich in einen Kampf einlasse; aber eine halbe Stunde hätte genügt, daß die zahlreichen Kämpfer dieser Zeltstadt sich bewaffnet und versammelt, während die Frauen und die Heerden sich auf der Flucht dem Ueberfall entzogen. Die Kühnheit allein konnte über den Erfolg entscheiden. Man griff sogleich an. Eine halbe Stunde nach dem Kampfsignal war der Sieg entschieden. Beinahe dreihundert Araber lagen todt auf dem Kampfsplatz. Während des ersten Tumultes waren die Mutter und die Frau Abd-el-Kaders entflohen. Die französische Colonne kehrte mit fünftausend Gefangenen beiderlei Geschlechts, zwanzig tausend Stück Vieh, einer beträchtlichen Beute und vier Fahnen nach Medeah zurück. Unter den Gefangenen waren mehrere Verwandte Abd-el-Kaders, so namentlich die ganze Familie Ben-Allah-Uld-Sidi-Embark, des Tapfersten der Khalifen des Emirs.

Horace Vernet hat den Ueberfall der Zmala in einem Bilde von Versailles dargestellt. Wir entnehmen dieser riesigen Composition die interessanteste Episode. Die Frauen Mohamed-Ben-Kharubis, des ersten Secretärs von Abd-el-Kader, sind in dem Augenblick geschildert, als sie in der Eile der Flucht das Unglück haben, daß ein Kameel stürzt. Die Palantkins, in welchen sie auf dem Rücken der Kameele getragen werden, heißen auf arabisch Katatich; nur die reichen Familien besitzen solche. Der Katuch wird auf dem Höcker des Kameels festgemacht, das mit wollenen Geflechten von verschiedenen Farben geschmückt

ist; er besteht aus mehreren Reifen, über die eine große rothe wollene Decke gespannt ist. Der Katuch, an dessen Spitze sich ein Straußfedernbüschel befindet, ist offen oder geschlossen, je nachdem die Frauen des Stammes, dem der Besitzer angehört, verschleiert oder unverschleiert gehen. In jedem Katuch ist Platz für zwei Frauen und zwei bis drei Kinder, welche auf Teppichen sitzen. Die Frauen haben eine Guerba (Schlauch von Vocksefell) mit Wasser und eine Mühle bei sich, um auf dem Marsch das Korn zu mahlen, da sie selbst das Brod backen.

Die arabischen Stämme nehmen stets die Katatich mit sich, wenn sie ins Feld ziehen. Während des Kampfes bewegen die Frauen von ihren Käfigen aus, wo sie alles sehen können, während man sie nicht sieht, ihre Taschentücher, und rufen den Kämpfenden aufmunternde Worte zu. Die Katatich vom Feinde nehmen zu lassen, ist eine Schande und ein Zeichen der Niederlage.

K e n a t e .

(Schluß.)

Als sie in der Nähe des Hauses waren, versuchte der Beamte einige Geständnisse durch allgemeine Fragen herauszubringen. Es gelang jedoch nicht. „Eure Comode wird besser sprechen.“ — „Meine Comode, wollt Ihr sie denn durchsuchen?“ — „Ja, es ist meine Pflicht.“ Franz widersehte sich; aber es half nichts, und man sah in seiner Weigerung nur das Bekenntniß seiner Schuld, die ganz evident erschien, als man in seiner Comode eine große Summe Goldes fand. Er sollte den rechtmäßigen Erwerb derselben nachweisen. „Es ist die Frucht meiner Arbeit und langen Sparens. Ich beschwöre es.“ Er wollte keine weitere Erklärung geben, und man arreirte ihn. Als sie vor das Haus hinaus kamen, entlud sich gerade ein Gewitter, das er gar nicht bemerkt hatte, als er in seiner Angst nach Hause geführt wurde. „Mein Gott! sie ist allein,“ sagte er verzweifeln. Alles, was man ihm gestattete, war, einen seiner Nachbarn bitten zu dürfen, daß er Renate suche und sie bei sich aufnehme, bis Johanne zurückkäme, die er von dem Vorgefallenen unterrichten sollte.

Man führte ihn ins Gefängniß. Man kann sich die Verzweiflung des armen Mannes denken, als er sein Haus verlassen mußte. Der Grund zu diesem Verfahren war folgender. Seit einiger Zeit waren in einem benachbarten Schlosse mehrere Diebstähle vorgekommen; große Summen Goldes waren gestohlen worden und man hatte Verdacht auf Verisard bekommen, der öfter in der Nähe gesehen worden war und in einem Wohlstande lebte, dessen Entstehung man sich nicht zu erklären wußte.

Er hatte Grund genug, um das arme Mädchen besorgen zu sein. Ehe der Nachbar, dem er sie auf die Seele gebunden, auf der Hälfte des Weges war, brach der Sturm mit furchtbarer Heftigkeit los. Renate war anfangs nach der Wiese gelaufen, wo sie Verisard zurückließ. Da sie ihn nicht fand, kehrte sie zu ihren Ziegen zurück und trieb sie nach dem Hause, als ein Blitz neben ihr einschlug und ein so furchtbarer Donner losbrach, daß die Heerde auseinanderstob. Als Renate sich etwas vom Schreck erholt hatte, sah sie nur die weiße Ziege neben sich; sie nahm sie

an einem Horne, das Thier entschlüpfte jedoch und floh nach dem Abhange zu; Renate eilte ihr nach. Ein schroffer und holperiger Pfad führte an einem Felsvorsprung hinab in eine tiefe Grotte, dicht am Bache. Gegenüber stürzte das Wasser in einem doppelten Bruch in ein rundes Bassin, in dem es an den Felswänden wieder emporschäumte. Hierher wurde das junge Mädchen auf der Verfolgung der Ziege geführt. Beide kamen beinahe zu gleicher Zeit am ganzen Leibe zitternd unten an.

Renate war anfangs sehr glücklich, diesen Schlupfwinkel gefunden zu haben; nur der Gedanke an ihre zerstreute Herde und an den guten Franz, der sie ohne Zweifel suchte, beunruhigte sie. Aber bald sollte sie für sich selbst fürchten müssen. Der Regen schwellte den Bach in beunruhigender Weise an; das Wasser, vom Sturm durchwühlt, fiel mit dumpfem Brausen in die Tiefe, und stieg hoch an dem Pfade herauf, der nach der Grotte führte. Sie versuchte vergeblich zu entfliehen; zitternd vor Bangigkeit, konnte sie sich kaum aufrecht erhalten. Sie stützte sich auf die Ziege und umarmte sie; aber obgleich das Thier ein Trost für sie war, sammelte sie in der Eile, da sie Perisard auf keine andere Weise zu wissen thun konnte, wo sie war, einige Rosenzweige, band sie mit der silbernen Kette an die Hörner der Ziege und ließ sie laufen. Die Ziege sprang lustig davon.

Der Regen hörte den ganzen Tag nicht mehr auf, beständig begleitet von heftigen Donnern. Das arme Kind litt namenlos, da es mit jedem Augenblicke seine Kräfte und seine Hoffnungen mehr schwinden sah, und der trockene Raum immer kleiner wurde; Hunger und Kälte quälten sie außer dem Gefühle, daß die Nacht hereinbrechen und die Gefahr dadurch unheimlich sich vergrößerte.

Es war acht Uhr Abends; der Mond stieg herauf. Der Himmel hatte sich gelichtet und man hätte glauben sollen, der Tag beginne, statt daß er endigte. Zwei Reisende gingen unten an dem Berge hin und folgten plaudernd oder vielmehr lebhaft disputierend ihrem Wagen. „Ja, mein lieber Director,“ sagte der Jüngere, „unsere Reise in die Berge, ich gestehe es, war nur ein Vorwand; ich wollte, daß Sie sie selbst sehen, und Sie sollen sie sehen. Sie werden urtheilen, ob es ein gewöhnliches Mädchen ist, das ich Ihnen anbiete, oder ob sie, wie ihr Vater, etwas Eminentes in der Kunst der Choreographie zu leisten verspricht. Denn es ist entschieden, ich mache eine Tänzerin aus ihr, da die Prinzessin von V... weder ihren Mann noch ihr Kind kennen will.“ — „Wäre das möglich?“ — „Gewiß. Sie ist mir von einem geweihten Priester angetraut, und versprach, das Ehebündniß öffentlich proclamiren zu lassen, sobald ihr Oheim gestorben sei. Sie hat ihren freien Willen, denn ihr Oheim ist vor acht Tagen gestorben, in dem Augenblicke, als ich aus dem Gefängniß trat, wo sie mich seit zwei Jahren in den Händen meiner Gläubiger ließ. Dieser Oheim war das einzige Hinderniß. Was zögert sie?“ — „Aber die Prinzessin hat Ihnen einen Rival vorgezogen, mit dem man nicht rechten kann, — den Himmel, denn sie tritt in den Orden der barmherzigen Schwestern. Jedenfalls würde ich es für das Beste halten, dem Kind seine Abkunft zu verschweigen.“ — „So machen Sie mir Vorwürfe wegen meines Standes, der Theaterdirector dem Tänzer. Der Künstler steht jedem Stande gleich.“ — „Hören Sie mich an, mein Freund, Ihr Stand ist es nicht, der mich beschäftigt; ich ziehe nur den Unterschied der Stellungen in Be-

tracht und ich halte diesen für zu groß, als daß Sie sich nicht gar Manches vorzuwerfen haben würden, wenn Sie wirklich Ihre Verbindung öffentlich erklären wollten. Glücklicher Weise steht das die Prinzessin ein.“ — „Nun gut, so soll meine Tochter unter Ihrer Protection die Königin des Tanzes werden.“ — „Ich müßte mich weigern, ein Mädchen von so zartem Alter ohne die Einwilligung seiner Mutter anzunehmen.“ — „Dann muß ich mich anderswohin wenden.“ — Der Director schwieg, und sein Reisegefährte erzählte, um einen angenehmeren Gesprächsgegenstand auf das Tapet zu bringen, von seinen Besuchen bei den Perisards und wie es der Prinzessin selbst einmal gelungen, ihr Kind zu sehen. Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich vor das kleine Haus und fanden es leer. Einige Ziegen irrten umher und stießen ein jammervolles Geblöck aus. Sie gingen um das Haus her und fanden eine schlecht verriegelte Thüre. Sie traten ein und gingen durch das ganze Haus, fanden aber Niemanden. Alles zeugte jedoch davon, daß die Besitzer nicht lange auszubleiben gedachten. Die Fremden entschlossen sich deshalb, zu warten. Sie zündeten ein Feuer an und setzten sich an den Kamin; der Vater des Kindes erzählte seinem Begleiter seine Erlebnisse an diesem häuslichen Herde. Es war Mitternacht; plötzlich hörten sie leise die Thüre öffnen und sahen einen Mann vorsichtig in das Haus schleichen.

„Seid Ihr es, mein lieber Perisard?“ rief der Vater, der mit der Lampe näher getreten war. — „Ich kenne Euch nicht,“ antwortete Perisard mit finsterner Miene. — „Betrachtet mich! Ich bin ihr Vater, der Vater Renatens. Wo ist sie?“ — Perisard, durch diese unvorhergesehene Begegnung verwirrt, warf finstre Blicke um sich her und antwortete nichts. In diesem Augenblicke machte ihn das Geblöck einer Ziege, die ihm auf dem Fuß gefolgt war, erzittern. Bei der Helle der Lampe sah er an ihrem Kopfe eine silberne Kette blitzen; er ergriff sie und stieß einen Schrei aus. „Mein Gott! sollte der Elende sein Wort nicht gehalten haben? Hätte er mein Kind vergessen? Diese Blumen? Sie ruft mich zu Hülfe.“ Er rang die Hände vor Verzweiflung. Sein Hut fiel, und man sah eine blutige Wunde um seinen Kopf.

„Was ist Euch begegnet, mein Freund?“ — „Nichts, nichts! Es handelt sich jetzt nicht um mich, ich bin frei! O daß ich es nicht früher war.“ Er erzählte ihnen, daß er diese Wunde bei dem Sprung aus dem Gefängnißfenster bekommen; dann nahm er rasch eine Laterne und stürzte zur Thüre hinaus. Die Reisenden folgten ihm. Der Unglückliche sprach unaufhörlich vor sich hin, und wer nicht wußte, was vorhergegangen, mußte ihn für einen Wahnsinnigen halten. „Rosen!“ rief er, „in der ganzen Umgegend gibt es keine, als an jenem Abhang. Erinnern Sie sich nicht mehr, mein Herr. Dort trafen Sie uns, als Sie Professor von Oxford sein wollten?“ Er sagte diese Worte in einem Tone des Vorwurfs. „Das sind die Folgen Ihrer Geheimnisse, Sie haben uns ins Verderben gestürzt!“ fügte er hinzu und schlug sich an die Stirne. Dann blieb er stehen und rief aus allen Kräften: „Renate! Renate!“ aber die Stimme verhallte in den Bergen. Endlich kamen sie an das Ufer eines Sturzbaches, der wild dahinbrauste. Der Vater erkannte den Platz, wo er vier Jahre früher seine Tochter mit den Rosenzweigen in der Hand gesehen. Perisard beugte sich vor und rief noch einmal; dann eilte er den holperigen Pfad hinab und verschwand. Die Reisenden, die kein Licht mehr sahen, warteten in der fürchterlichsten Angst; der Ort selbst, wo sie waren, ließ

sie ein schreckliches Ereigniß erwarten. Plötzlich hörte man von unten einen schmerzlichen Schrei.

„Ach, Renate, mein Kind! todt . . . nein . . . nein, komm! . . . meine . . . Tochter, komm! . . .“

Mit diesem Schrei der Verzweiflung sprang Franz in den Fluß, erfaßte sie mit seinen Armen und trug die widerstandslose Last den Pfad hinauf. Auf der Wiese angelangt, sank Verisard erschöpft zusammen. Der Mond trat aus den Wolken und beleuchtete das blasse Gesicht des jungen Mädchens. Der Vater glaubte zu träumen; als er jedoch die Hände, Arme, Haare und die eisigen Wangen berührte, fühlte er nur zu sehr, daß sein Unglück Wirklichkeit war. Plötzlich aber, als senkte sich ein Strahl der Hoffnung in seine Brust, faßt er sie in seine Arme und trägt sie nach dem Hause. Franz und der Director hatten Mühe, ihm zu folgen. Die letzte Hoffnung verschwand jedoch,

als er sie auf das Bett legte. Auf dem Gesicht des Mädchens war die feierliche Ruhe des Himmels ausgegossen. Ihr Mund lächelte; sie hatte wohl bis zum letzten Augenblicke gebetet. — Man denke sich Johannens Schmerz, als sie die furchtbare Nachricht erfuhr. Der Vater verließ die Verisard, ohne ihnen seinen Stand oder die Pläne, die er für ihre Zukunft hatte, mitzutheilen. Er schied von den beiden unglücklichen Gatten, am Tage nach dem Begräbniß.

„Ach!“ sagte die arme Johanne, „wenn Gott sie uns nicht genommen, wäre es wohl der Vater gewesen. Ich bin dafür bestraft, daß ich so sehr um diese Trennung jammerte. Lebte sie noch, wenn auch ferne von uns!“

Acht Tage später erhielten die armen Leute einen Brief, der ihren Gefühlen eine andere Wendung gab. Der Brief, den ihnen ein Geistlicher brachte, lautete folgender-



maßen: „Meine lieben Freunde, ich bin die Mutter Renatens. Im Namen des Himmels, wenn der Vater das Kind reclamiren wird, gebt es ihm nicht! Wenn Ihr Schwierigkeiten seht, so flieht lieber, sollte ich auch nie mehr von ihm und Euch hören. Der Ueberbringer wird Euch meinen Namen sagen, und Euch eine Summe ausbezahlen, die Euch und mein Kind wohlhabend macht, was besser ist, als reich. Lebt wohl und seid glücklich.“

Der Geistliche erfuhr, was geschehen. Er erkannte deutlich den Finger Gottes. Man führte ihn an ihr Grab. „Behaltet Euer Gold und Euer Geheimniß,“ sagte Johanne, „wir haben nur einen Wunsch, unser Kind im Himmel wieder zu sehen!“

Dänische Sprichwörter.

Das Gold der neuen Welt hat die alte Welt verdorben.

— Neuer Advokat, neuer Prozeß; neuer Gelehrter, neues System; neuer Arzt, neue Krankheiten; neue Freundin, neues Geschwätz.

— Die Schmeichelei ist wie der Schatten, sie macht mich nicht größer und nicht kleiner.

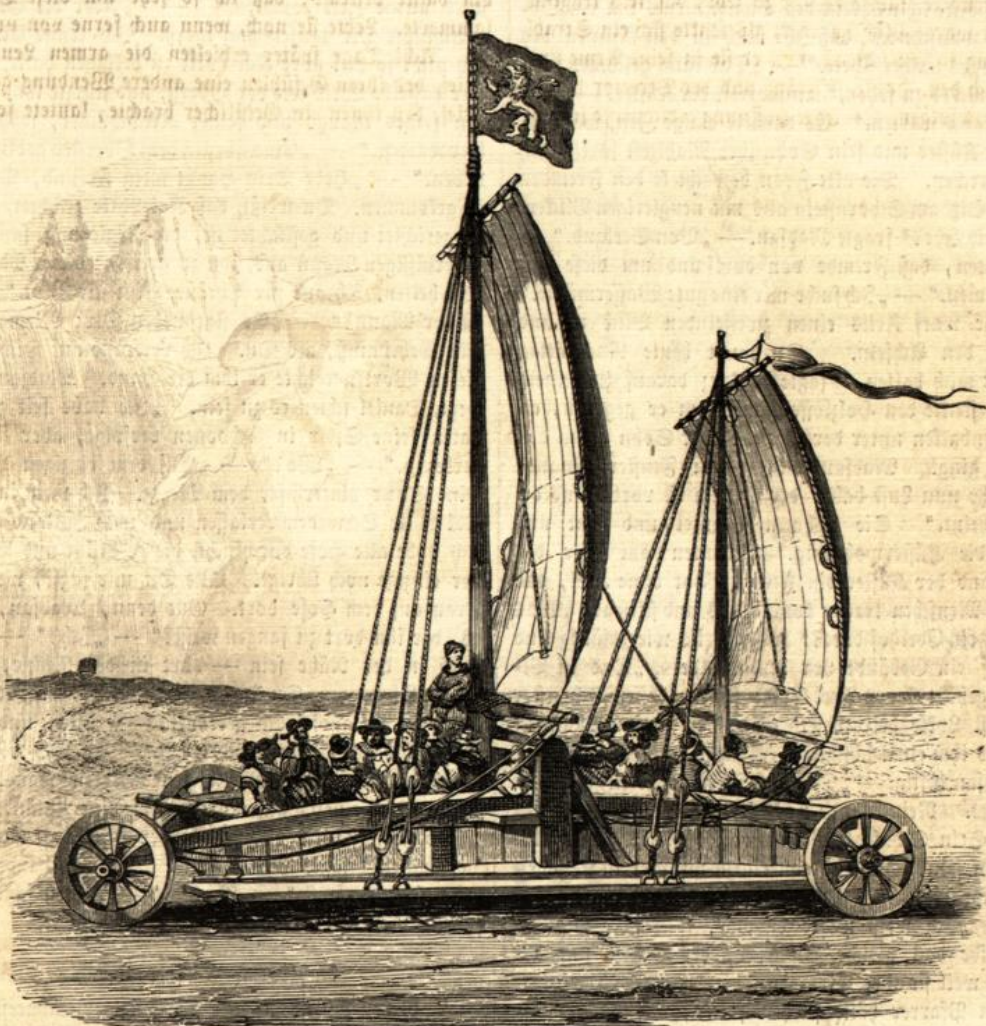
— Wer immer sagt: Der Wucher ist eine Sünde, hat kein Geld; wer aber sagt: der Wucher ist keine Sünde, hat keinen Gott.

— Wer seine Frau schlägt, schlägt mit der rechten Hand seine linke.

Ein Segelwagen.

In den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts baute man in Holland einen Wagen, der beinahe alle Vortheile unserer Eisenbahnen hatte. In diesem platten Lande, auf einem ziemlich ebenen Terrain glaubte man einem Wagen Segel geben zu können, die im Stande wären, ihm den nöthigen Druck zu verleihen. Dieser Wagen gelang vollständig, und war in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Gaffendi erzählt von seinem Freunde Peirese:

„Er machte einen Ausflug nach Scheveningen, um sich aus eigener Anschauung von der Schnelligkeit eines vor wenigen Jahren verfertigten Wagens zu überzeugen, welcher mittelst aufgezogener Segel an dem Ufer wie ein Schiff hinfuhr. Man hatte ihm erzählt, daß Prinz Moriz nach dem Sieg von Nieuport (1600) den Wagen mit seinem Gefangenen, Franz Mendoza, probirte, und in zwei Stunden vierzehn Meilen machte.“ Peirese erzählte oft, wie groß sein Erstaunen gewesen, als er den Wagen mit Sturmeschnelle dahinfahren und die Gegenstände am Wege an sich „habe vorüberfliegen sehen“. Von der



Der Segelwagen von Scheveningen, nach einem Stich des 17. Jahrhunderts.

Construction des Wagens ist uns leider nichts aufbewahrt, auch wissen wir nicht, warum die Erfindung, die sich als so gut erprobt, wieder in Vergessenheit gerathen konnte.

Der Küster.

(Fortsetzung.)

III.

Vorpostengefecht.

Am folgenden Vormittag verließ Daniel Friis das Wirthshaus und begab sich nach dem Orte, den ihm der

Wirth als des Küsters Wohnung bezeichnet hatte. Es war ein unansehnliches kleines Haus, umgeben von einem Kohlgarten und aufgeführt aus Lehm und geflochtenem Reisig. Es schlug Zwölf, als sich Friis der Hütte näherte. Madsen saß beim Mittagessen gegenüber seinem Sohne und las das Gebet, während eine alte Dienerin die Schüssel aufstellte. Madsen war ein großer ällicher Mann, mit blassem und runzligen Gesicht. Die Stirne war frei und von der Nase durch eine Furche getrennt. Brust, Schultern und Arme deuteten auf ungewöhnliche Körperkraft. Jacob, sein Sohn, wiederholte flüsternd die Worte des Vaters. Der Ernst dieser Scene contrastirte seltsam mit der frivolen Miene, mit der Daniel in das Zimmer trat. Madsen wandte sich nach der Thüre um und machte

eine Bewegung mit der Hand gegen den Edelmann, während er zu lesen fortfuhr. Friis mißverstand ohne Zweifel dieses Zeichen, er trat mit dem Filzhut auf dem Kopfe an den Tisch und betrachtete lächelnd die beiden Männer, als Madfan plötzlich ihm den Hut vom Kopfe nahm und denselben auf den Tisch legte, während er zu beten fortfuhr. Friis sprang zurück und griff an's Schwert, er besann sich jedoch, daß es nicht Zeit sei, mit dem Rüster sich in einen Streit einzulassen und zwang sein Gesicht zu einem Lächeln. — „Gott mit Euch!“ sagte Madfan, als er nach beendigtem Gebete sich an den Tisch setzte, „was wünscht Ihr?“ — „Zuerst bitte ich während des Schneesturms um ein Obdach, dann wünsche ich, daß Ihr mich in den Ruinen des alten Schlosses umherföhret.“ — „Das kann geschehen, obgleich dort nichts zu sehen,“ antwortete der Rüster. — „Eßt ruhig, ich kann warten.“ Es dauerte einige Zeit, während welcher der Rüster und sein Sohn ihre Mahlzeit fortsetzten, ohne zu sprechen. Die alte Frau betrachtete den Fremden von ihrem Sitz am Schornstein aus mit neugierigen Blicken. „Woher seid Ihr?“ fragte Madfan. — „Von Seeland.“ — „Es ist selten, daß Fremde von dort und um diese Zeit hierherkommen.“ — „Ich suche mir eine gute Wassermühle.“ Der Rüster warf Friis einen zweifelnden Blick zu und zuckte mit den Achseln. „Du mußt heute Nachmittag Schule für mich halten,“ sagte er kurz darauf zu seinem Sohn und steckte den Holzlöffel, mit dem er gegessen, an den Hahnenbalken unter der Decke. Der Sohn nahm den Hut und ging. Madfan blickte zum Fenster hinaus: „Wenn Ihr nun Lust habt, der Sturm ist vorbei und die Sonne scheint.“ Sie nahmen Mantel und Hut und verließen die Rüsterrwohnung. Drunten am Ufer des Flusses band der Rüster ein kleines Boot ohne Kiel, das kaum zwei Menschen tragen konnte, los und stieß ab. „Was ist das für ein Edelhof dort?“ fragte Friis wie zufällig und deutete auf ein Gebäude vor dem Walde. „Das ist Bistrup und gehört Herrn Axel Gydenskjær, dessen Schwester den Oberst Lykke heirathete.“ — „Den armen Mann!“ — „Ist es ihm etwa schlimmer ergangen, als er verdiente,“ sagte Madfan heftig. — „Das sage ich nicht, er liegt, wie er sich gebettet. Nein, lande noch nicht, es fährt sich so angenehm. Sein Schicksal soll seinem Geschlechte ja prophezeit worden sein, ich meine von einem Pfarrer in Svingelbjerg, nicht wahr?“ Madfan warf ihm einen finstern Blick zu. „Ich weiß nichts davon.“ — „Ja gewiß, sie hatten beide das gleiche Schicksal, der Oberst und der Pfarrer, weil sie ihre Worte nicht erwogen. Der Narr von einem Pfarrer hätte fliehen sollen, wie der Oberst, statt sich hinrichten zu lassen.“ Diese Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf den Rüster, Daniel aber that, als ob ers nicht bemerkte. „Ich spreche nicht gerne von der Sache,“ sagte Madfan, „der Pfarrer war von meiner Familie!“ — „Von Deiner Familie? dann mußt Du freilich den Oberst hassen.“ — „Das habe ich nicht gesagt!“ — „Nun genau genommen, kann Dir's auch gleichgültig sein, wie man Deine Vorfäter behandelt, wenn Du nur nicht darunter leidest.“ Es war deutlich, daß von Beginn des Gesprächs ein innerer Kampf bei dem Rüster stattfand, den er zu verbergen suchte. Die Adern schwellen, sein Gesicht färbte sich und er rief endlich: „Haltet Ihr das für nichts, daß man einen Mann gefangen nahm, verurtheilte und hinrichtete, weil er sich über die Kirchenschändung beklagte, daß man seine Frau der bittersten Noth preisgab, daß man seinen Sohn auf den Karren neben den Vater setzte, weil er um Gnade zu bitten wagte? Das Blut des

Vaters spritzte dem Sohne ins Gesicht und er ward fortan für entehrt angesehen und fortgejagt. Zwischen dieses unglücklichen Mannes Familie und der übrigen Welt war eine Grenzlinie gezogen. Entehrung auf der einen Seite, Hohn und Verachtung auf der andern. Was ich erzählt, habe ich selbst erlebt. Als wir endlich bettelnd durchs Land zogen, schwor ich zu Gott, daß wenn der Reichsrath je in meine Gewalt käme, nichts ihn vor meiner Rache retten sollte, Gott wird mir diesen Eid nicht anrechnen.“ — „Nein, denn es ist Gerechtigkeit im Himmel. Aber was hast Du gethan, Dich zu rächen.“ — „Ich warte, es wird meine Zeit kommen.“ — „Aber die Gelegenheit entschlüpft Dir tausendmal indeß. Ich kenne Einen, der sich nicht so viel über Kai Lykke zu beklagen hatte, er liebte nur dasselbe Weib wie der Oberst, nud stürzte ihn, beraubte ihn seines Rangs und seiner Reichthümer, während Du hier wartest.“ — „Eins aber ist dem Obersten geblieben, sein Leben.“ — „Hebe Dein Haupt mein Freund, Deine Zeit ist gekommen. Du weißt, daß Kai Lykke geächtet, im Bilde hingerichtet und geflüchtet ist, die Regierung sandte einen zuverlässigen Mann aus, ihn zu greifen; dieser Mann wird Dir helfen. Thräne für Thräne, Blut für Blut.“ — „Wo ist der Mann?“ — „Er sitzt neben Dir; Niemand kennt sein Geheimniß, als Du. Ich vertraue auf Dich.“ Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand. Madfan war bewegt, Daniel schien es zu sein. „Ich habe seit zwei Monaten seine Spur in Schoonen verfolgt, aber sie endlich verloren.“ — „Wo?“ — „Auf dem einzigen Weg, der keine Spur hinterläßt, dem Meere. Ich weiß indeß, daß Kai Lykke Schweden verlassen und nach Jütland gegangen. Ich habe alle Höfe durchsucht, die er besetzt und Bistrup ist der einzige noch übrige. Wie Du mir sagst, wohnt seine Frau auf dem Hofe dort. Gut denn, Madfan, Du bist es, der ihn dort zu fangen weiß?“ — „Ich?“ — „Ja, er muß in der Nähe sein — dort in der Ruine, ich habe meine Ahnungen, Du kennst jeden Winkel auf Mønsborg.“ — „Er hat auch Euch gekränkt?“ — „Ja, und ich ruhe nicht, bis ich ihn in Händen habe.“ — „Ich will mir die Sache überlegen.“ Mit diesen Worten wandte er das Boot gegen einen Haufen Steine, die eine Anlande bildeten. „Und ich will mir Kunde von der Herrschaft auf Bistrup verschaffen,“ sagte Daniel Friis. „Ich will handeln, während Du überlegst.“ — Nach diesen Worten schieden sie.

IV.

Nach daran ist oft weit davon.

Gegen Abend begann ein heftiger Schneesturm, der die ganze Nacht dauerte. Am folgenden Morgen bildete die flache Gegend am Gudenaä eine weiße und ununterbrochene Schneeebene, durch die das Wasser sich wie ein dunkler Gürtel schlängelte. Frühzeitig am Vormittag sah man einen kleinen Schlitten, von einem mageren und langbeinigen Pferde gezogen, die Wohnung des Rüstlers verlassen und nach dem Tannenwalde fahren, der den Edelhof umgab. Madfan und Friis wollten bei der Herrschaft auf Bistrup einen Besuch machen. Madfan schien nicht mehr der ruhige, grübelnde Mann zu sein, wie am Tage vorher. Daniel Friis war es gelungen, die schlummernden Geister der Rache in ihm wach zu rufen. Es war ein Vulkan unter einer Schneedecke, eine gefüllte Mine, die nur eines Funkens bedurfte, um zu explodiren. — Madfan hatte Friis mit den Bewohnern von Bistrup bekannt gemacht und den Plan entworfen, der ihnen Aufklärungen verschaffen sollte. Als sie auf den Hof kamen, hielt der Rüster mit dem

Schlitten vor einer Scheune. Friis dagegen stieg aus und wurde von Arel Gyldestjerne mit herzlichster Gastfreundschaft bewillkommt. Er führte ihn in seine Zimmer und stellte ihn seiner Schwester, Frau Lykke, einer blassen, älteren Dame, vor, deren Züge von großem Kummer zeugten. „Gnädige Frau?“ sagte Friis mit dem Rest von Anstand, den eine verdorbene Gesellschaft ihm noch nicht geraubt; „ich bringe Euch einen Gruß von der Hauptstadt, und Euren Freunden dort.“ — „Wer würde dort meiner noch gedenken?“ fragte Frau Dellegaard Lykke mit schmerzlichem Lächeln. — „Alle, welche sich der Vorzeit erinnern und die Waise solcher, deren Recht und Ehre durch das Schicksal des Obersten gekränkt worden. Großes Unglück macht oft unsre Feinde zu Freunden. Ich habe indeß noch einen persönlichen Gruß zu überbringen und zwar von einem gemeinschaftlichen Verwandten. Oberst Hans Friis aus Claus-holm und ich sind Halbvettern.“*) Ich habe ihn in den letzten Tagen besucht. Der Hofrath sandte mich hierher, um mit dem Obersten wegen einer Entschädigung für Geldsummen zu verhandeln, die er der Regierung vorgestreckt.“ Während er sprach, ruhte sein Blick auf den beiden Anwesenden, um die Wirkung zu beobachten, die seine Worte machten. Plötzlich schwieg er, und sein Blick fiel auf ein Bild, das Kai Lykke in Lebensgröße vorstellte. Nachdem er es lange betrachtet, fuhr er mit der Hand über die Augen, als wischte er zwei Thränen ab, die er jedoch nicht geweint. Dann rief er mit bewegter Stimme: „So sollen wir uns wiedersehen, mein armer, unglücklicher Freund!“ — „Ihr kanntet ihn?“ — „Ja, sehr genau, wir waren Kriegskameraden während der Belagerung von Kopenhagen. Ich stand bei seinem Dragonerregiment, bis er floh, nahm später meinen Abschied und lebte zurückgezogen, bis die Regierung meine Dienste wieder brauchte; hoffentlich werden wir uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen,“ fügte er mit warmem Ausdruck hinzu. „An jenem Tage, an dem man die Beleidigung ebenso bereit sein wird, wieder gut zu machen, als man sie jetzt zuzufügen bereit war.“ — „Ach, mein Herr,“ rief Frau Lykke, „wie ist es möglich, solche Hoffnungen zu nähren?“ — „Und weshalb nicht, gnädige Frau. Die Kugel dreht sich. Selbst Seine Majestät, mit der ich bei Präsident Ransen in Gesellschaft zu sein so glücklich war, äußerte, man sei doch vielleicht mit dem Obersten zu streng verfahren. Ihr seid zu ferne von der Hauptstadt, um die Sachen beurtheilen zu können. Kai Lykke lebt trotz Rabalen und Intriken und wir arbeiten in der Stille. Herr von Körbik soll ihn ruhig in Schweden suchen: mir und jedem, der es ehrlich mit dem Obersten meint, genügt, zu wissen, daß er nicht mehr dort ist und sie ihn also auch nicht finden können.“ — „Wie?“ rief die Frau, „Ihr wißt?“ — „Dellegaard?“ rief Gyldestjerne, der trotz so vieler Beredsamkeit mißtrauisch blieb. — „Gnädige Frau, ich weiß nichts,“ antwortete Friis, „aber ich wünsche nur, daß Oberst Lykke sich in seinem Versteck auf Seeland oder hier ruhig verhalte, bis es nicht länger nöthig ist. Wenn Ihr ihn zufällig mal sehen solltet, so sagt ihm, was ich gesagt, und daß er auf seine Freunde bauen soll.“ — „O Herr,“ sagte Frau Dellegaard tief bewegt, „wie wohlthätig wirken Eure Worte auf mich!“ — „Ihr werdet ihm meinen Gruß bringen?“ sagte Friis und beugte sich zum Handkuß. „Gewiß!“ antwortete die Unbedachtsame. — „Und wenn meine Schwester es vergessen sollte, da noch lange Zeit drüber hingehen wird, so werde ich sie daran erinnern,“ setzte Arel

Gyldestjerne hinzu, der beständig die Bedeutung, die Friis ihren Worten geben konnte, zu verwischen suchte. — „Lange Zeit,“ wiederholte Daniel mit ironischem Lächeln, „sollt es denn so lange währen? Mein Herr!“ fuhr er in veränderten Tone fort, „Ihr haltet mich ja für einen Polizeispion.“ — „Nein, mein Herr, nur für einen Fremden.“ — „Das ist auch der einzige Fehler, den ich in diesem Augenblick zu beklagen habe; aber sucht es zu vergessen und nehmt an, daß einer von den Freunden des Obersten sich in den Kopf gesetzt habe, seinen ganzen Einfluß zu seinen Gunsten aufzuwenden, nehmt an, Oberst Kai Lykke wolle aus seinem unbekannten Exil ein Anerbieten, das er während des Prozesses gemacht, bei dem Könige erneuern.“ — „Welches Anerbieten?“ — „Dem Könige 100,000 Rthlr. schuldig zu sein und gäbe in der Witschrift den Termin der Bezahlung an. Angenommen alles beruhte, wie die Sachen stehen, auf einem solchen Document. Wie rasch würdet Ihr's in meine Hände liefern können?“ — „O mein Gott!“ rief Frau Dellegaard, welche in der großen Spannung, in die sie diese Worte versetzten, nicht auf die warnende Miene des Bruders geachtet. „Das könnte ja geschehen.“ — „Sobald wir meines unglücklichen Schwagers Zufluchtsort erfahren,“ unterbrach sie Gyldestjerne rasch. „Mein Herr!“ sagte Friis ruhig und überlegen, „zum zweiten Male sucht Ihr die Vertraulichkeit der gnädigen Frau zu hindern; ich will wünschen, daß Ihr dies Mißtrauen nicht zu bereuen haben möget.“ — „Und ich, mein Herr, muß Euch daran erinnern, daß Ihr zwar als Edelmann ein Anrecht auf unsere Gastfreundschaft, als Fremder jedoch kein Recht auf unsere Vertraulichkeit habt. Ehe dies geschehen kann, müßt Ihr Euch offener aussprechen, sagen, woher Ihr kommt, und in wessen Auftrag Ihr handelt.“ — Friis holte aus seiner Brieftasche ein Document und übergab es Gyldestjerne, der es auf Frau Dellegaards Bitte laut vorlas: „Allen, die diesen Brief sehen, thun wir zu wissen: Da der vielgeachtete Junker Daniel Friis in des Reiches Angelegenheiten ausgefanden ist, so schuldet man ihm Hülfe und Beistand, sowohl Obrigkeit, als Unterthan, und wir versehen uns, daß man seine Zwecke auf jede Weise fördere. Unterzeichnet: Rangau, Jörgen Biele, Gabel, Henning Baavisk, Hans Ransen.“ — „Genügt dies wohl?“ fragte der Abenteurer stolz. „Allerdings für die Obrigkeit, aber nicht für uns.“ — „So wollen wir von der Sache schweigen.“ — „Nein, ich bitte Euch, stoßt Euch nicht an meines Bruders Mißtrauen, wir wurden zu oft getäuscht.“ — „Gnädige Frau, diese Demüthigung ist nicht die erste, die ich für meinen Freund ertrage. Als ich den Auftrag der Regierung übernahm, ich läugne es nicht, geschah es in dem Gedanken, daß ich so glücklich sein würde, Oberst Lykke's Zufluchtsort zu entdecken, um mit ihm über die Schritte, die wir für nothwendig erachten, zu verhandeln und ihm die Freiheit zu verschaffen, sowie Euch möglich zu machen, das Exil zu verlassen, das Euch des Umgangs mit Freunden, Verwandten und Kindern beraubt.“ — „Meiner Kinder, nein, Ihr täuscht Euch, ich habe meine Tochter bei mir.“ — „Um Verzeihung, ich wußte das nicht. Darf ich das Fräulein begrüßen?“ — „Sie ist diesen Vormittag nicht auf dem Hofe.“ — „Sie ging zum Pfarrer nach Veiersløv,“ fügte Gyldestjerne hinzu. — „Das Fräulein hat ein schlimmes Wetter zu diesem Ausfluge gewählt,“ sagte Friis und stand auf. „Ich empfehle mich, gnädige Frau, und bitte Sie, zu überlegen, was ich gesagt. Ehe ich diese Gegend verlasse, will ich noch einmal so frei sein, vorzusprechen.“

*) Frau Dellegaard Gyldestjerne's erster Mann war ein Friis.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und ein junges Mädchen in bescheidenem Hauskleide trat ein. Ihre Ankunft schien Gyldestjerne und die Frau zu überraschen. Daniel bemerkte es, während er seine Beobachtungen machte. Frau Dellegaard stellte sie als ihre Tochter vor, er aber sagte bei sich: „Größe und Gestalt paßt; wenn ich nicht irre, so haben wir uns in der Ruine schon gesehen. Die Reise hierher war also nicht ganz vergeblich.“ — „Mein Herr, Ihr dürft nicht so von uns scheiden; denn ich theile meines Bruders Mißtrauen nicht.“ — „Ihr werdet in Eurem eignen Interesse handeln; aber Ihr beachtet Gyldestjernes Miene nicht; er warnt Euch, mir Vertrauen zu zeigen, mir, dem Unbekannten.“ — „Ich kenne meines Mannes Zufluchtsort.“ — „Ich wußte es wohl, aber Ihr dürft ihn einem Fremden nicht verrathen.“ Frau Dellegaard stand auf, Axel Gyldestjerne streckte ihr warnend die Hand entgegen, aber sie schüttelte den Kopf. In diesem Augenblicke, da alles auf dem Spiele stand, trat Fräulein Lytte

auf Friis zu und sagte erröthend: „Ihr täuscht Euch, Ihr seid nicht so fremd, als Ihr glaubt. Ich wenigstens kenne Euch, denn ich weiß, daß Ihr seit zwei Tagen hier in der Gegend seid. Gestern sah ich Euch zum Küster Madsen hinabreiten, ich sah Euch die Ruinen von Hensborg durchforschen, und finde Euch heute mit seinem Schlitten hier.“ — „Sollten wir uns nicht noch einmal getroffen haben?“ — „Ich erinnere mich nicht.“ — „Auch ganz zufällig, als Ihr von einem Besuch in den Ruinen zurückkehrtet?“ Friis ließ seinen Blick auf ihr ruhen. Das junge Mädchen sah ihn jedoch fest ins Auge. „Nein, Ihr täuscht Euch,“ sagte sie. (Fortsetzung folgt.)

Die ägyptischen Gaukler.

Die großen Städte Egyptens haben ihre Gaukler so gut, wie die großen Städte Europa's, — eine nomadisch-



Ein Affenhändler in Cairo.

rende Bevölkerung, die von Land zu Land zieht, und deren abenteuerliches Leben sogar noch etwas von der Poesie der Wüstenstämme hat. Wenn der Bettler im Orient nicht genug komische Kraft für den Spasmacher, noch Begeisterung genug für den Erzähler besitzt, so sucht er wenigstens seinen Thieren etwas davon beizubringen. Er dressirt den Esel zum Errathen, und macht die Ziege zur Acrobatin, oder lehrt den Affen, die Hände in die Taschen des Zuschauers stecken, um ihm sein Geld herauszuholen. Man sieht ihn mit seiner vierfüßigen und vierhändigen

Menagerie auf Plätzen und in Case's umherziehen, wo der Muselman, der niemals lacht und immer raucht, nachlässig dem Thiere, das ein schwaches Lächeln auf seine Lippen gelockt, einige Paras zuwirft.

In Cairo sieht man jedes Jahr junge nubische oder lybische Knaben mit Heerden von Makakoaffen durch die Straßen ziehen, welche die Para's, die man ihnen schenkt, vortrefflich aufzufassen wissen. Diese Affen sind den Knaben stets veräußlich, und da sie gezähmt sind, so finden sie auch gerne bei den reichen Arabern Absatz.